

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau
Band: 37 (1963)

Artikel: Aus den Lebenserinnerungen von Prof. Dr. Jost Winteler (1846-1929)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus den Lebenserinnerungen von Prof. Dr. Jost Winteler

(1846–1929)

Geschrieben 1917/18. Manuskript in der Landesbibliothek Bern

Professor Winteler, der einstige hochverehrte Geschichts- und Religionslehrer der Kantonsschule Aarau, hat anschließend an seinen 70. Geburtstag in der Zeitschrift «Wissen und Leben» (X. Jahrgang 1916/17) «Erinnerungen aus meinem Leben» erscheinen lassen. Er erzählt darin zunächst von seiner Jugendzeit, die mit dem obern Toggenburg eng verbunden war, vom Verlauf seiner Studien an der Kantonsschule Frauenfeld und an verschiedenen Universitäten. Eigentlich hätte er Theologe werden sollen, aber Geschichte und Germanistik bestimmten immer mehr seine Geistesrichtung. Solange das theologische Studium in Philosophie und alttestamentlicher Exegese bestand, fand er Interesse daran, und daraus schöpfte er später, als er 1901 bis 1914 Unterricht in Religionsgeschichte und Griechischer Philosophie erteilte. Seine Dissertation über die Kerenzer Mundart, 1876 erschienen, wurde bahnbrechend für die moderne Mundartforschung, und eine Professur in Deutscher Linguistik wäre das sinnvolle Ziel seiner erstaunlichen Wissenschaftlichkeit gewesen. Aber wie mehrmals in seinem Leben sollte es ihm auch hierin versagt bleiben, das zu erreichen, worauf sein innerstes Wesen angelegt war.

Die Leistungen seines Verstandes fanden je und je eine Ergänzung in dichterischer Tiefe und Kraft. 1890, als er schon einige Jahre in Aarau unterrichtet hatte, erschien das Abbild seiner geistig-seelischen Entwicklung, der zyklische Gedichtband «Tycho Pantander». Was damals in der deutschen Lyrik an Versen ans Licht trat, war zumeist viel weniger gedankenschwer, und doch vermochte der «Tycho Pantander» nicht durchzudringen, wie er es verdient hätte.

Die lehrende Tätigkeit Professor Winteler's füllte die Jahre 1876 bis 1914 und war gebunden an die Orte Burgdorf, Murten und Aarau. Was er in Burgdorf erfahren hatte, wurde nicht in die gedruckten Erinnerungen aufgenommen und soll nun hier ergänzend in das Lebensbild eingefügt werden. Es folgen aus der Aarauer Zeit noch einige Zutaten, die gleichfalls bisher unveröffentlicht geblieben sind.

Das romanisch-leidenschaftliche Temperament stand auch dem Rückschau Haltenden zur Seite, und was er an Enttäuschungen und Kränkungen hatte ertragen müssen, verdichtete sich im Laufe der Jahre zu einer Bitterkeit, die ihn nicht immer gelassen auf Vergangenes zurückblicken ließ. So war es wohl nicht abwegig, durch gelegentliche Kürzungen des Textes zu mildern.

Als Sohn der Berge und als Historiker war Professor Winteler tief im Schweizer-tum verwurzelt, und er konnte heftig werden, wenn er Landsleuten begegnete, die die Reichsschöpfung Bismarcks, ohne Distanz zu halten, bewunderten, und das war zu seiner Zeit in unserem Lande nicht selten anzutreffen. Wer das Glück hatte, vier Jahre lang seinem Geschichtsunterricht zu folgen, der erkannte, daß für ihn der Erfolg allein nie eine Rechtfertigung war. Wo im politischen Geschehen Gegensätze

aufeinander prallten, stand er mit seinem Urteil oft auf der Seite der Schwächeren und formte so seine Schüler zu kritischem Denken. Dem Schlagwort «Die Weltgeschichte ist das Weltgericht» hätte er auf alle Fälle beigefügt: «Aber nicht immer ein gerechtes Gericht». Die Nachwirkungen seiner Worte im geistigen Leben vieler seiner Schüler dürfen als Entschädigung angesehen werden dafür, daß nicht alle seine wissenschaftlichen und dichterischen Pläne zur Verwirklichung gelangen konnten. Ein geschlossenes Bild seines Lebens und seiner Persönlichkeit findet sich im Biographischen Lexikon des Kantons Aargau.

K. S. in Zusammenarbeit mit drei Kantonsschulkameraden der Jahre 1901 bis (1907)

Es war durch Deutschland und bald auch durch die Schweiz ein ekelhaftes Gesinge und Geprahle auf die Erfolge von 1870/71, auf Bismarck und Moltke, Roon usw. Unser Burgdorfer Rektor, Hermann Hitzig, jetzt in Zürich, Sohn des Orientalisten, führte den Bismarck tagtäglich von früh bis spät im Munde, obwohl er in Zürich geboren und erzogen war und sein Vater das Schweizer Bürgerrecht erworben hatte. Da läßt sich denken, wie es in deutschen Landen zuging! Unter all den vielen Dichterlingen, die sich damals hören ließen, begegnete mir auch nicht einer, der wahrer Größen Würdiges vorgebracht hätte. Daran waren offenbar die gefeierten Größen selber schuld: «Ihr Tun war groß, doch rein nicht ihr Gewissen.» Das wußte man damals in Deutschland noch nicht, es wurde erst nach der Thronbesteigung Wilhelms II. bei dessen Gespanntheit mit Bismarck allgemein bekannt. Die Geheimnisse Antons von Hohenzollern (spanische Kandidatur!) erzählte Gustav Maier in Zürich in meiner Gegenwart Mitte der neunziger Jahre und sagte dazu: «Dieser verfluchte Bismarck hat uns die deutsche Moral verdorben.» (Kürzlich, ich schreibe Anfang 1917, sind die bezüglichen Archive verbrannt – worden? bei dem Schloßbrande in Sigmaringen, etwa um 1913.) Ich stand schon bei der Kriegserklärung 1870 in Jena im Kolleg auf und behauptete, daß die deutschen Zeitungen lügen; Deutschland, nicht Frankreich, habe den Krieg gewollt.

Ich kam im Frühjahr 1876 als Gymnasiallehrer nach Burgdorf. Dort war bereits Freund Jules Félix, dessen ich in «Wissen und Leben» gedacht habe (VIII. Jahrgang, Erinnerungen an

Prof. Dr. A. Lang)¹. Ich betrat damit einen für mich ganz neuen Boden. Bis dahin war ich nicht über Olten hinausgekommen, und das Emmentalervolk mutete mich auch ganz eigenartig an. Sie sind derb, diese Leute, sehr selbstbewußt und hartköpfig, auch in ihnen, wie überall, spiegelt sich die Vergangenheit. Anfangs sind sie fast abstoßend durch ihre Zugeknöpftheit, die einem Ostschweizer befremdlich ist. Sitzt «so e Ma wie-ne Fluesatz» im Wirtshaus hinterm Tisch über seiner Zeitung, so erwidert er nichts auf den Gruß des Eintretenden und läßt sich in seinem Vornehmen nicht stören. «Gsatzlich» und lakonisch ist auch nachher, was er endlich hören läßt, aber man ist froh, daß er wenigstens nicht «tobe-nisch», wie man erst denken konnte. Hat der Mann einen aber als zuverlässig und tüchtig kennengelernt, dann ist sein Vertrauen unbegrenzt und kann dann leicht mißbraucht werden von solchen, die niederträchtig genug sind, die schwerfällige Intelligenz des Berners zu mißbrauchen. Es gibt solche Leute unter den Bernern, das sind solche, die «g'west» sind und wieder zurückkommen. Besonders aber sind es Deutsche, von deren Volksbetörungen schon Gotthelf gelegentlich zu erzählen weiß.

Burgdorf hatte früher, wie andere bernische Landstädte, bloß ein sogenanntes Progymnasium besessen. Das war eigentlich eine Knabensekundarschule von fünf Klassen, weil nur auf einer vierklassigen Primarschule (vom 6. bis 10. Jahr) aufgebaut. Also mit der Ostschweiz verglichen, wo sechs Primarklassen vorangehen, eine dreiklassige Sekundarschule mit fakultativem Latein; mit dem Aargau verglichen die oberste Primarklasse samt vier Klassen Bezirksschule. Nur geschieht im Aargau der Schuleintritt erst mit sieben Jahren.

Nun gab es aber in Burgdorf Burger und Bürger. Zur Vorbereitung auf das Progymnasium und die daneben bestehende Mädchensekundarschule gab es extra eine vierklassige Burgerprimarschule mit kleinen Klassenbeständen und vorzüglichen

¹ Ein Waadtländer, schon auf der Universität Jena Winteler's Studienfreund.

Lehrkräften. Denn der Bürger wollte seine Kinder nicht neben denen der Bürger sitzen lassen. Nur die Kinder solcher «Bürger», die pro Kind ein Schulgeld von jährlich 40 Franken zahlen konnten, also die timokratischen Bürgerkinder, waren neben den aristokratischen Kindern zugelassen. Immerhin waren auch Lehrerkinder frei wie Bürgerkinder, denn der Berner besitzt Noblesse und läßt sich nicht «lumpen». Die Fähigkeit spielte keine Rolle. In den vier Jahren, die ich in Burgdorf war, kam kein Bürgerkind ans Progymnasium und wurde kein burgerlicher Junge vom Progymnasium zurückgewiesen. Wie es an der Mädchensekundarschule stand, weiß ich nicht mehr, ich hatte mit dieser Schule nichts zu tun.

Die Bürgerprimarschule hatte ein protzenhaftes Schulgebäude und sehr viele Kinder, die aber nur diese Schule passierten. Burgdorf war berüchtigt wegen der niedrigen Gehälter der Lehrer dieser Bürgerprimarschule, die nicht einmal den Betrag der Lehrbesoldungen kleiner Dörfer um Burgdorf herum erreichten. Oft wurde der Versuch gemacht, diese Besoldungen zu erhöhen. Aber allemal, wenn die Gemeindeversammlung drauf und dran war, dies zu beschließen, ergriff eine Fabrikantenseele älteren Stils, ein Manchestermann, Nationalrat und Großrat Schmid, der das bernische Großratsdeutsch (eine markante Sprache!) vortrefflich beherrschte, das Wort und sagte (wobei sein graues Bocksbärtchen die Bewegungen seines Kinns tanzend mitmachte): «Ig g'seh nid y, solang mer für das Gält gueti Schuemeister überchöme, für was mer denn sötte meh gä!» Der Mann war eine Geldmacht, seine Worte wogen schwer, und allemal wurde darnach die Gehaltserhöhung verworfen. Ich habe den Rummel als stimmfähiger Bürger selber noch mitgemacht. Dieses nämliche Burgdorf mit seinen zopfigen Einrichtungen spielte sich dann gleichwohl Bern gegenüber als Hort der Demokratie auf.

Der Rektor des Gymnasiums, Dr. Hermann Hitzig, war vorher am Heidelberger Gymnasium gewesen, hatte aber dort Reibereien mit Prof. Dr. Uhlig, der zuvor an der Aarauer Kantonschule gewesen war und dort von seinen Schülern als Hellenist

sehr geschätzt wurde. Uhlig besuchte Aarau öfter von Heidelberg aus, und ich sah ihn und sprach mit ihm. Weil er aber ein abstoßendes Faungesicht hatte, mochte ich mit ihm nie auf Hitzig zu sprechen kommen und erfuhr so nichts Näheres über den Span zwischen den beiden. Zwischen deutschen Professoren gleichen Faches besteht ja selten Landfriede. Die Deutschen sind ein streitbares und zu Umtrieben geneigtes Geschlecht. Sie sind ehrgeizig und neidisch, und sittliche Bedenken betreffend Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit plagen sie wenig. Drum wohnen sie seit Urzeiten auseinander; ubi fons, ubi nemus placuit, sagt Tacitus. Den wahren Grund hat er als Romane nicht erkannt. Die alemannischen Schweizer sind natürlich von Hause aus auch so. So kann ich nicht wissen, wer von beiden der Unverträgliche oder der Unverträglichere war. Uhlig sah mir auch nicht darnach aus, als ob mit ihm gut Kirschen essen wäre.

Hitzig hatte schon einmal in Burgdorf am Progymnasium, als erst dieses bestand, geamtet und war wohl von da nach Heidelberg gegangen. Nun veranlaßte er seine Burgdorfer Freunde, das Progymnasium zu einem vollständigen «Gymnasium» auszubauen, womit wohl auch erst die Gliederung in eine realistische und eine humanistische Abteilung verbunden war, so daß «Gymnasium» hier bezeichnete, was anderswo Kantonsschule heißt. Er ließ sich das Rektorat über diese zunächst bloß von Burgdorf unterhaltene Anstalt zusichern. Später wurde dann mehr und mehr auch der Kanton zur Beihilfe herangezogen. Als ich hinkam, bestand die ausgebaute Anstalt beiläufig zwei Jahre.

Schon damals waren Behörden und Lehrerschaft von Hitzig in dem Sinne bearbeitet, für die untern drei Klassen beider Abteilungen das Latein obligatorisch zu machen und zugunsten dieses Lateins den deutschen Unterricht bis auf drei wöchentliche Stunden zu verkürzen. Deutsch geben heiße dem Herrgott die Zeit abstehlen, er habe auch einmal deutschen Unterricht erteilt und wisse es aus Erfahrung, pflegte Hitzig zu sagen. Dabei waren die in Frage kommenden Schüler 10- bis 13jährig und Emmentaler, die nach einer von mir angestellten Statistik von den in

den Lateinlehrmitteln vorkommenden hochdeutschen Vokabeln beim Eintritt nicht die Hälfte verstanden. Mein Vorgänger, auch ein Glarner namens Stüßi, habe sich denn (so erzählten meine Kollegen) dem Vorhaben Hitzigs widersetzt und sei bei schwacher Gesundheit schließlich an Schwindsucht gestorben. Auch Behörden und Lehrerschaft waren bei meiner Ankunft erst teilweise für das Projekt gewonnen, doch war der Widerstand kaum mehr groß. Hitzig bediente sich, um seine Maßnahmen populär zu machen, zweier trinkfester Kollegen, die in den Wirtschaften herum Stimmung zu machen hatten. Wie er die Behörden gewann, verriet er selbst, indem er im Konferenzzimmer und also vor unsern Ohren seinem Intimus, dem Pfarrer Heuer, einem gutmütigen, wohlwollenden Emmentaler, der über eine populäre Beredsamkeit verfügte und mit dem damaligen Erziehungsdirektor Ritschard befreundet war, öfter mit überlegenem Lächeln erzählte, wie er nun wieder in der Schulkommission die einzelnen Mitglieder für sein Vorhaben gewonnen habe, diesen so, jenen so, unter jedesmaliger Benützung der Schwächen und Vorurteile des Einzelnen. Das geschah freilich erst, als er sich seiner Lehrerschaft sicher glaubte, und zu dieser Zeit fing ich denn endlich auch an, Unrat zu wittern.

Im Anfange, als ich von dem Projekt hörte – man hatte mir wohlweislich bei meiner Wahl nichts davon gesagt, während das Projekt doch gerade mich und das Großteil meiner Stunden betraf –, hielt ich es für den frommen Irrtum eines Erzphilologen, als den Hitzig sich gab. Als zuerst, seit ich dabei war, in der Konferenz darüber gesprochen wurde, äußerte ich mich bescheiden dahin, daß ich den Kanton Bern und Burgdorf noch nicht kenne. Nach den Erfahrungen, die ich anderswo gemacht, müßte ich freilich eine solche Neuerung für undurchführbar halten. Ich hatte aber nach der Erfahrung mit Zollikofer² keine Lust, den neuen Vorgesetzten irgend vor den Kopf zu stoßen, und nahm

² Besitzer und Leiter eines Töchterinstitutes in Romanshorn, an dem Winteler kurze Zeit unterrichtet hatte.

dieses mein Votum nicht zu Protokoll. Der zuletzt eingetretene Lehrer – das war ich – hatte nämlich das Protokoll zu führen. Es schien mir um so weniger geraten, dies zu tun, als ich jetzt noch der einzige Lehrer war, der gegen das Projekt Bedenken zu äußern wagte. Andere hatten solche freilich auch noch, aber es ging sie ja schließlich nichts an, sie hatten ihre Haut nicht zu Markte zu tragen dafür, und wenn auch Hitzig sich noch so kollegial und freundlich gegen uns gebärdete, so merkte man doch, daß er uns nach der Weise deutscher Schulrektoren als seine Untertanen ansah, von denen er keinen Widerspruch ertragen hätte... Hitzig gehörte auch zu den Menschen, die mich «vernagelten». Wenn mir dies geschah, kam alles, was ich zu sagen hatte, links und verlegen heraus. Es geschah mir auch solchem Publikum gegenüber, unter dem ich Neidlinge wußte, wenn ich vorzutragen hatte, und auf solche Vorträge habe ich mich stets mühsam vorbereiten müssen.

Trotz jener Wahrzeichen – deren Bedeutung ich damals selber noch nicht kannte – ließ ich mich im Anfang von dem allgemeinen Vertrauen und der großen Verehrung, die Hitzig entgegengebracht wurden, bestimmen, ein Gleiches zu tun. Rechte Schweizer sind gar vertrauensselig, allerdings weniger ihren eigenen Leuten gegenüber, die sie eben kennen, als allem gegenüber, was fremdher kommt und sich ein Air zu geben weiß. Und das verstehen diese deutschen Schläulinge vortrefflich auszunützen.

Das erste Schuljahr (1876/77) brachte zunächst nur den Beschluß des Obligatoriums für Latein auf das nächste Schuljahr, wobei Hitzig so wenig an irgendwelcher Rücksicht auf die obwaltenden Verhältnisse lag, daß er ganz einfach den Lehrplan des Heidelberger Gymnasiums für Burgdorf kopierte und auch die dort üblichen, in Burgdorf von ihm schon eingeführten Lehrmittel (Übungsbücher von Ostermann und Grammatik von Ellendt-Seifert, beide nur talentvollen Schülern angemessen) beibehielt. Später wurden die Übungsbücher von Wesener, die elementarer gehalten sind, zugestanden.

Ich hatte also für ein Jahr noch die althergebrachten Verhältnisse, d. h. kleine Lateinklassen mit je etwa einem halben Dutzend Schülern von der Qualität, wie sie bei uns Regel sind. Es waren die 10- bis 12jährigen Söhnchen solcher Eltern, die für jene wenn möglich in Aussicht nahmen, daß sie einmal studieren sollten und die also von der Burgerschule herkamen. Das untere Gymnasium hatte fünf Klassen, in deutscher Weise Octava, Septima, Sexta, Quinta, Quarta benannt. Darnach folgte das Obergymnasium mit Tertia, Secunda, Prima (je einklassig). Ins obere Gymnasium, wohl auch schon in die Quarta, wenn's für jenes nicht reichte, traten die auswärtigen Sekundarschüler ein, und so wurde das Burgdorfer Kontingent, das gewöhnlich hinsichtlich der Lateiner bis zum Obergymnasium sehr zusammenschmolz (oft auf 1 bis 2 Mann), zu ansehnlichen Klassen verstärkt.

Ich bekam Latein in der Octava, Septima, Quinta und Deutsch in (ich glaube) Quinta, Quarta und Tertia, in letzterer Klasse mit dem ausdrücklichen Auftrag, Mittelhochdeutsch zu erteilen. Ein vollgerüttelt Maß. Ausnahmsweise hatte (infolge der Reorganisation) die Quinta 45 Schüler für Deutsch, im Alter von etwa 15 Jahren. Dabei besprach ich die Aufsätze individuell. Muckste dabei einer, so wies mein Zeigefinger einfach nach der Türe, er mußte für eine Weile hinaus. Ein Schüler dieser Klasse, der später aufgezogen wurde, daß sie einem so kleinen Lehrer pariert hätten, habe gesagt: Ja, der Mann schaute uns, so meinten wir, bis auf den Grund der Seele hinab, wenn er uns anblickte.

Das folgende Schuljahr brachte nun das verhängnisvolle obligatorische Latein. Die Octava bekam so 25 «Lateiner» statt bisher etwa 6. Es waren nicht wenige Schüler darunter, die kaum imstande waren, Französisch zu nehmen. Mein Freund Félix, wenn wir darüber sprachen (wir spazierten häufig nach dem Mittagessen zusammen, und die Schüler nannten uns scherzhaft den Plus und den Minus, Félix war nämlich als Verehrer des Gambrinus recht korpulent), warf seine Arme in die Höhe, jammerte über die fürchterliche Arbeit an diesem Emmentaler

«Eichenholz» und ließ dann mutlos die Arme sinken. Manch einer von den Schülern hätte an der Burgerschule vermutlich zu den Stockschülern gezählt. Und die sollten nun in der Woche zehn Stunden Latein neben drei Stunden Deutsch haben! Es kam dazu, daß die Eltern selber, verständiger als die Schule samt Behörden und Lehrern (die über die Sache untereinander im stillen wohl etwa mit den Augen zwinkerten), vom Latein nichts wissen wollten und die Söhne ermunterten, dafür nicht zu arbeiten, da es ihnen nichts nütze. Denn weitaus die meisten dieser Schüler wollten die Schule nur drei bis fünf Jahre als Sekundarschule benützen und traten dann in irgendeinem Geschäft in die Lehre.

Es läßt sich denken, was das für ein undankbarer und aufreibender Unterricht war. Ich hatte 22 solche Lateinstunden, dazu noch zwei Klassen Deutsch (zusammen 6 Stunden), und um zu existieren, mußten auch noch Privatstunden gegeben werden. Gleichwohl gab ich mir die äußerste Mühe, das Unmögliche möglich zu machen.

So durfte ein deutscher Streber einen Schweizer Gelehrten von Ruf (1876 war ja meine Kerenzer Mundart erschienen und hatte Aufsehen gemacht) mißhandeln, für sein Streben zwacken... Ich aber war gutmütig genug, immer noch zu glauben, die Geschichte sei bloß ein Ausfluß philologischer Verbohrtheit ihres Urhebers. Und so betonte ich denn in steigendem Maße, je mehr sich eben das Unmögliche der Sache, wie ich vorausgesagt, zeigte, eben diese Unmöglichkeit.

An der Aargauischen Kantonsschule wurde zu der Zeit die Lehrstelle für Deutsch frei. Es war wohl Prof. J. Hunziker, der sich ja eben auch mit Dialektstudien (Leerauer Mundart) beschäftigte und mir diesfalls auch schrieb, der seinen Einfluß bei Augustin Keller geltend machte, daß ich dorthin berufen würde. Allein Augustin Keller hatte bekanntlich am Altkatholizismus seinen Narren gefressen, und ein gewisser Uphues, weil er altkatholisch war, erhielt bei ihm den Vorzug, obwohl ich mich dem berühmten Aargauer vorgestellt hatte. Zum Schaden der Schule, denn Uphues blamierte sich einmal über das andere.

Hitzig aber benutzte diesen Anlaß, um der Burgdorfer Schulkommission . . . vorzustellen, es sei Gefahr im Verzuge, mich zu verlieren. Man müsse mir das Gehalt (3000 Franken) auf die Höhe des Gehaltes, das mir in Aarau in Aussicht stünde, stellen, d. h. auf 3500 Franken. Da man dies der andern Lehrer wegen vom Orte aus nicht tun könne, solle man die Regierung des Kantons Bern ersuchen, mich von Kantons wegen, um eine so tüchtige und begehrte Lehrkraft nicht zu verlieren, mit einer außerordentlichen Zulage von 500 Franken zu bedenken. So geschah es auch. Ich habe das Billet Hitzigs heute noch, in dem er mir davon Mitteilung macht und die Hoffnung ausdrückt, ich werde mir darnach die Annahme der Aarauer Stelle nochmals überlegen. Weil ich ihm damals noch vertraute, freute mich das sehr, aber ich erinnere mich auch, daß Hitzig mit irgendeiner mündlichen Bemerkung diese Freude herabstimmte. Es lautete ungefähr so, wie daß ich mir auf die Sache nicht allzuviel zugute tun sollte. Und der Gedanke schoß mir durch den Kopf, Hitzig habe das nur getan in der Voraussicht, für eine so vertrackte Stelle keinen Nachfolger an meiner Statt zu finden. Aber ich hatte mich erklärt, und mit Aarau war es aus dem angegebenen Grunde sowieso nichts.

In der Folge stellte ich Hitzig vor, es dürfte schon möglich sein, Lehrmittel zu beschaffen, um solchen jungen Leuten das Hochdeutsche via Latein beizubringen. (Nämlich dies bezeichnete Hitzig als den Zweck des obligatorischen Lateins.) Aber die vorhandenen Lehrmittel eigneten sich dazu durchaus nicht. So wie es jetzt stehe, hätten von den 25 Schülern der Octava 17 nichts von dem mühsamen Unterricht. Ärgerlich meinte Hitzig, auf diese 17 komme es ja nicht an. Und übrigens seien nicht die Lehrmittel die Hauptsache, sondern der Lehrer.

Nun begann ich zu ahnen, daß es Hitzig bei der Sache gar nicht um die Schüler zu tun war, sondern um etwas anderes. Jedoch die ganze Ortschaft glaubte Hitzig, er gedenke für immer in Burgdorf zu bleiben, und schenkte ihm zu diesem Zwecke das Ehrenbürgerrecht. So war jenes «andere» nicht leicht zu erraten.

Eines Tages kamen nun Deputierte von Basel, dabei Prof. Dr. Mähly, in meinen Unterricht, denn es handelte sich um Besetzung der Deutschstelle an den Oberklassen der baslerischen Gewerbeschule. Darnach kam von Basel ein Brief mit der Anfrage, wieviel Gehalt ich in Burgdorf habe und wann ich in Basel antreten könnte. Des letzteren Punktes wegen mußte ich Hitzig hievon Mitteilung machen. Er spielte den Bekümmerten, weil man mich jetzt offenbar ganz sicher verliere, versprach mir aber, wegen der Entlassung mit der Schulkommission zu sprechen. Zu meiner Verwunderung erhielt ich auf die Antwort, in der ich Basel kurz und wahrheitsgetreu Auskunft gab, keinerlei Nachricht mehr.

Lange Zeit nachher sprach mich ein angesehenener und wackerer Burgdorfer Bürger, namens Burger, an. Er müsse mir etwas sagen. Er sei von Basel her, wo er Bekannte habe, im Vertrauen angefragt worden, was man von mir unter der Bürgerschaft Burgdorfs als Lehrer und Mensch halte. Er habe sich nun nicht für den Mann gehalten, hierauf Auskunft zu geben, und habe Hitzig darum ersucht, es an seiner Statt zu besorgen.

Als ich nach dem Erscheinen des «Pantander» einmal bei Mähly eingeladen war, suchte ich zu erfahren, was wohl damals gegangen sein möchte, konnte aber nicht dahinter kommen. Jedoch die Vorkommnisse vor und bei meiner Berufung nach Murten, wovon später die Rede sein wird, dürften besagen, daß Hitzig seine Hand im Spiele gehabt hatte...

Allmählich enthüllten sich die streberischen Pläne Hitzigs. Vor dem Ausbau des Burgdorfer Gymnasiums gab es für den deutschen Kantonsteil eine Kantonsschule in Bern und für den welschen eine solche in Pruntrut. Insofern war schon der Ausbau des Burgdorfer Gymnasiums eine Konkurrenz zur Berner Kantonsschule, womit man dem, wie er sich gerne nannte, «demokratischen» Gegensatz Burgdorfs zur (längst nicht mehr wirklichen) Aristokratie Berns schmeichelte. Burgdorf stand zu Bern wie Winterthur zu Zürich. Das bot Hitzig auch die Handhabe zum nächsten Schritt. Er trachtete nach Bern zu kommen und

dort eine Professur zu bekommen. Aber ihm standen Professoren im Wege, zum Beispiel Hagen. Auf einmal ging es also nicht, Hitzig mußte trachten, erst an die Berner Kantonsschule zu kommen. Um dies zu ermöglichen, mußte die Berner Kantonsschule schlecht gemacht werden. . . Ich kann nicht beurteilen, wie es mit jener Kantonsschule wirklich stand. . . Gewiß ist nur, daß Fehler nicht in der Organisation wurzelten, sondern in der traditionellen Korruption des alten vorrevolutionären Berner Regiments, wobei ja den Herrensöhnchen bei den Prüfungen unter die Schreibunterlage von ihren Professoren ausgearbeitete Lösungen zu den aufgegebenen Themen gelegt wurden. Analoges kam auch in Aarau noch vor, als ich eintrat. In der Geschichtsprüfung hatte ich dem Inspektor bzw. Prüfungsexperten die Themata einzureichen. Da konnte ja der Lehrer mit seinen Schülern nur diese vor der Prüfung tüchtig einpauken, um brillante Examen zu machen. Ich habe mit dieser Praxis gleich gebrochen und vollkommen ehrliche Prüfungen eingeführt. Dergleichen wurde nun zum Vorwand genommen, um die Berner Kantonsschule zu stürzen. . .

Der Kanton Bern hatte zu der Zeit auch die «Zürcher Demokratie», die in Zürich 1867 aufgekommen war. Die Sache mußte also vors Volk kommen, was den Wert dieser «reinen» Demokratie nicht übel illustriert.

Ich seh's noch heute vor mir, wie Hitzig und Heuer ratschlagend im Konferenzzimmer auf und ab schritten über die Frage, wie man nun die Sache den Emmentaler Bauern, die natürlich für den Wert oder Unwert der Berner Kantonsschule kein Verständnis hatten, mundgerecht machen könne. Schließlich meinten sie, man müsse ihnen sagen, diese Kantonsschule sei noch ein «altes Vorrecht der Stadt Bärn», das müsse wie die andern auch noch weg, es dürfe nur noch kommunale Anstalten geben, die vom Staate gleichmäßig unterstützt würden. Das zog vor allem bei den Burgdorfer Käsherren, die bisher die Last des Burgdorfer Gymnasiums allein auf sich hatten. Andere Landesteile gewann man für das Projekt, indem man ihnen vorspiegelte, ihre Haupt-

orte müßten auch Gymnasien, d. h. Kantonsschulen bekommen wie Burgdorf. . . Zuzugeben ist, daß außer der Kantonsschule in Bern *eine* gleichwertige Anstalt außerhalb aus verschiedenen Gründen wünschenswert war. Die Kantonsschule in Pruntrut ließ man wohlweislich unter diesem Namen und als reine Staatsanstalt weiter bestehen. Der Mutz wollte seinen Griff über den Jura nicht durch Zersplitterung selber schwächen, es war auch kein Anlaß dazu vorhanden. Aber es war wenigstens inkonsequent.

Hitzig selbst trat nie vor den Leuten auf, dazu mußte man das berühmte Berner Großratsdeutsch (man nannte es auch einen gehobenen Dialekt) lohaben. Auch hätte sich Hitzig, gemäß seinem deutschen Empfinden, nicht herabgelassen, unters Volk zu treten. Ihm war – und nicht ohne Grund – diese politische Volkswirtschaft eine Komödie. Er schwärmte ja nur für Bismarck spät und früh – selbst die ihm so ergebenden Burgdorfer Herren glaubten ihn schließlich wegen des Eindrucks auf die Leute deshalb warnen zu müssen, und für solche Leute gibt es ja nur jene einzige staatliche Ordnung, die in Herrschen und Dienen besteht, wie dies im Laufe des gegenwärtigen Krieges so oft als Staatsideal gepriesen worden ist. Übrigens sagt schon Walther von der Vogelweide: «Sie (die Tiere) diuhten sich zenihte, sie erschüefen starc gerihte, sie kiesent herren unde kneht.» Das ist einfach die mittelalterliche Lebensordnung, für damalige Bildungs- bzw. Unbildungszustände allerdings das einzig Mögliche. Weiter sind die Deutschen innerlich nie gekommen.

Die Abschaffung der Berner Kantonsschule und die Errichtung kommunaler Mittelschulen wurden beschlossen. Erbarmungslos wurden die «untauglichen» Berner Kantonsschulprofessoren, soweit sie Hitzig nicht in den Kram paßten, beiseite geschoben. Vor allem natürlich der Rektor, denn Hitzig sollte ja Rektor der neuen Schule werden. Er war nominell Zürcher, hatte dort Schulkameraden und Freunde, seine Frau war eine Tochter des einflußreichen Kantonsrates Steiner. So erhielt nun Hitzig zunächst einen Ruf als Professor an die Universität Zürich. Das

sollte die Berner bloß kirre machen. Hitzig hatte nie die Absicht, nach Zürich zu gehen. Aber nun hieß es, einen solchen Schulmann dürfe man nicht nach Zürich ziehen lassen. Man solle denken, der habe das Latein in Burgdorf von sechs Schülern auf 25 pro Klasse gebracht. Nun wußte ich, wozu ich mich samt den Schülern mit dem obligatorischen Latein hatte plagen müssen und warum es auf die 17 von 25, die davon nichts profitierten, «nicht ankam»! Den Burgdorfern hatte ja Hitzig früher die Meinung beigebracht, er werde immerdar in Burgdorf bleiben, und darum hatten sie ihm auch das Bürgerrecht geschenkt. Nun brauchte man die Wendung, natürlich könne man für einen solchen Mann mit Bern nicht konkurrieren. Man müsse froh sein, wenn er wenigstens dem Kanton erhalten bleibe. . . .

So wird bei uns in der Schweiz das «souveräne Volk» an der Nase herumgeführt. Nicht umsonst hat Bismarck 1890 dem Wohlgemut (sicherlich mit lachender Seele) seine «Mission» nach der Schweiz mit den Worten aufgetragen: «Wühlen Sie lustig drauflos!» Es gab kein besseres Mittel, durch «lustiges Wühlen» die Schweiz unter seine Hand zu bringen.

Die Deutschlehrer am Gymnasium Burgdorf hatten mich er- sucht, Vorschläge zu machen für eine einheitliche Aussprache des Hochdeutschen in den verschiedenen Klassen. Ich hatte über dieses Thema in Romanshorn für die «Schweizerische Lehrerzeitung» eine Abhandlung verfaßt. Ich entsprach nun dem Wunsche der Kollegen. Nun kam aber die Schulkommission und beschwerte sich darüber. Ein deutscher Professor (ich glaube Edinger) hätte früher erklärt, die Berner Aussprache des Hochdeutschen sei die beste in ganz Deutschland. Ich zuckte die Achseln und meinte zu Pfarrer Heuer, der in den obersten Gymnasialklassen Deutsch gab, so sei halt nichts zu machen.

Die Bahn Burgdorf–Langnau existierte noch nicht. Schwerer Fuhrwerkverkehr bewegte sich auf der entsprechenden Talstraße und zerrieb die überaus brüchige, aber mit Kristallbruchteilen oder Glimmer durchsetzte Molasse der Landschaft zu einer tiefen Staubschicht, die zu Zeiten wie ein Nebel das Tal von Berg zu

Berg bis zu ziemlicher Höhe bedeckte. Daneben durchflutete besonders abends bis tief in die Nacht der sogenannte Emmenluft das Tal von SO nach NW. Ich habe es erlebt, daß wir im Sommer mittags 25 Grad Réaumur und um Mitternacht 7 Grad Réaumur hatten. Neulinge erkälteten sich in Burgdorf regelmäßig. War das geschehen und atmete man dann die staubige Talluft ein, so verwundeten die feinen Kristallsplitterchen die entzündeten Schleimhäute von Hals und Lungen. Überaus viele Leute, die nach Burgdorf kamen, wurden hier brustkrank.

Ich, trotz meiner 28 Stunden überaus anstrengenden Unterrichts, war bei meinem lebhaften Temperament nicht gewohnt, mich zu schonen, trat jeweilen dampfend vor Ermüdung aus dem Lehrerzimmer in die Gassen des Oberstädtchens, deren Zugluft berüchtigt war, und wohnte unten in der Ebene, wo der Emmenluft am schärfsten durchstrich, an der Straße nach Wynigen, unweit vom Schützenhaus. Es war nur ein leiser, unauffälliger, eiskalter Hauch, für viele der Anhauch des Todes. Katarrhe, die chronisch zu werden drohten, blieben nicht aus. Ich mußte öfter zu Hause bleiben und schwitzte dann die Infektion wieder aus. . . .

Es muß in dieser Zeit gewesen sein, daß Hitzig einmal die Gelegenheit wahrnahm, ich ging zur Türe des Konferenzzimmers hinaus, er folgte mir nach und sagte so zwischen Tür und Angel, außer uns war niemand da: «Wenn man's anders angefangen hätte, so wäre man jetzt Universitätsprofessor. Nun muß man sein Lebtage Schulmeister bleiben.» Ich weiß noch gut, daß zu der Zeit schon entschieden war, Hitzig käme als Rektor der Oberklassen des neu zu schaffenden stadtbernischen Gymnasiums und zugleich als außerordentlicher Professor an die Universität mit einem Gehalt von zusammen 8000 Franken, was damals bei uns für eine sehr gute Bezahlung galt. Hitzig konnte also mit jenem «man» nicht sich, sondern nur mich meinen. Er konnte so doch nur reden, wenn er Organisationen hinter sich wußte, durch die es möglich war, einen jungen, vorzüglich ausgewiesenen Gelehrten und Familienvater in solcher Weise «unschädlich» zu machen.

Irre ich nicht, so haben wir übrigens in Hitzig nur den Typus des durchschnittlichen und berüchtigten deutschen Professors vor uns, wie er tausendfältig in der Welt leibt und lebt und unter dem Einfluß der deutschen Fürstenhöfe erzogen wird, wo der Mensch von Kindsbeinen auf wedelt und heuchelt, servil nach oben und herrisch nach unten blickt und, falls er einmal anders und ein Charakter wäre, nicht zu brauchen sein würde. Ich weiß das aus den Schilderungen keines Geringeren als des berühmten Professors Albert Einstein, der an einem Münchner Gymnasium seine bezüglichen Erfahrungen gemacht hatte, dann nach Aarau an die Kantonsschule kam und bei mir in Pension war. Seine Schwester ist eine meiner Schwiegertöchter. Ausnahmen gibt es ja nun doch, die dann freilich in hervorragendem Maße Gegenstücke sein müssen. Denn es gehört gewaltige Seelenstärke und Intelligenz dazu, aus jenen Abgründen zur Höhe zu gelangen. . .

Ein gefürchteter Mittelschulinspektor schwang zu der Zeit in Berner Landen seine Knute. Wegen dummer Streiche war er als Student fortgezogen nach Holland, hatte dann dort eine sogenannte Militärpresse gegründet und durch seinen Schuldrill den Ruf als Pädagoge und dazu Vermögen erworben. So kam er zurück und wurde Mittelschulinspektor. Er prüfte in allen Fächern der Mittelschule, in alten und neuen Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaft, sämtlichen Kunstfächern und wußte in allen gleich viel, nämlich was er aus Leitfäden sich selber eingedrillt hatte, in keinem mehr. Weder Deutsch noch Französisch sprach er gut. Er rief zum Beispiel Schüler vor: Komm am Ofen! Im fünften Schuljahr des Gymnasiums (Quarta, Schüler etwa 15jährig) bestand seine Prüfung im Deutschen darin, daß die Jungens alle Pronomina deklinieren mußten. Von Analyse eines Lesestückes keine Rede. Dabei hatte er die grimmige Borniertheit, dem Hitzig lateinische Postkarten zu schreiben. Dieser schlug gelegentlich zum allgemeinen Gaudium solche Karten am Schwarzen Brett des Konferenzzimmers an. Eine war die Antwort auf eine Einladung zu einem Schulanlaß und lautete: «Gaudio apparebo» – werde mittels des Vergnügens zum Vor-

schein kommen – statt etwa: Cum gaudio oder magno gaudio interero. . .

Die Prüfungen nahm er alle selber ab. Im Schuldienst ergraute, würdige Männer erzählten, er besammle zu dem Ende zuerst den Schulrat, um zu vernehmen, wie man jeden Lehrer beurteile und schätze, und richte nachher die Prüfung so ein, daß es auf dieses Urteil hinauskomme. Das war keine Kunst bei der Art, wie er's anstellte. Er war ein großer, breitschultriger «Flusatz» von einem männlichen Homo sapiens, mit einem mächtigen Barte und einer Bärenstimme. So stellte er sich vor die jungen Leute hin. Nun kommandierte er sie in die Bänke hinein und numerierte: Vorderste Bank römisch I, nächste Bank römisch II usw. Die Schüler erhielten arabische Zahlen. Dann ging's los: «Du römisch IV, arabisch 5, sag einmal. . .», brüllte er die Bürschlein an, denen vor Schrecken die Knie schlotterten. Je kleiner die Schüler waren, desto lauter brüllte er sie an. War ein Frechling darunter, der ihm in ähnlichem Tone eine richtige Antwort zu geben wagte, den lobte er wohl auch vor der ganzen gegenwärtigen Menschheit empor: «Du römisch V, arabisch 7, du bist ein braver Junge, du hast deine Sache gut gemacht!» dröhnte es dann durch den Raum. In diesem Stile verfuhr er, wenn's schlimm herauskommen sollte. Sollte es anders herauskommen, so zog er mildere Saiten auf.

Den Lehrer ließ er nur in höheren Klassen selber prüfen, wo ihm selber das Latein ausging. Es wurde ihm aber auch mancher Schabernack gespielt, worüber eine Menge Anekdoten umgingen. Ein wirkliches Begebnis aus einer Prüfung in Burgdorf zu meiner Zeit diene als Beispiel: Er diktierte einer Klasse in der Algebraprüfung Gleichungen. Bei der Nachschau der Lösungen brüllte er den ersten an: «Ist falsch.» Den zweiten: «Ist auch falsch», usw. Der Lehrer sollte bloßgestellt werden. Dieser prüfte nach und überzeugte sich, daß es diophantische Gleichungen waren und sämtliche Lösungen richtig. Verlegen zog der Inspektor einen Zettel aus einem Rockflügel: Ihm habe doch der Rektor Hornstein in Pruntrut, sein guter Freund, diese Aufgaben

samt den Lösungen dazu hingeschrieben. Er hatte nie etwas von diophantischen Gleichungen vernommen und hielt die von dem Schalk Hornstein, «seinem guten Freunde», hingeschriebene Lösung für die einzig mögliche und richtige.

Was dieser Landolt – das war sein Name – für ein Pädagoge war, erhellt aus seiner Beurteilung der Lehrer. Für den besten Lehrer im Kanton erklärte er laut jedem, der es hören wollte, den einen jener zwei trinkfesten Kollegen und Agenten Hitzigs, einen gewissen Kaiser aus dem Fricktal. Warum? Weil er in seinem naturkundlichen Unterricht Leitfäden (mit dem bekannten schönen Deutsch!) katechismusmäßig auswendig lernen ließ, bis die Schüler auf ein Stichwort ganze Seiten lang alles wortwörtlich hersagen konnten, wie denn bei den Inspektionsprüfungen geschah. (Die Schüler erbaten bei mir oft Rücksicht, daß sie meine Aufgaben nicht hätten machen können, sie hätten für Kaiser lernen müssen.) Oder in der Geometrie führten sie die Beweise ohne Tafel und Figuren in der Luft: Ich denke mir ein Vieleck $a-b-c-d-e$, ich ziehe eine Diagonale $a-d$ mit den Winkeln... usw. Auch das war auswendig gelerntes Zeug, bloß hergeleiert. Es war Geist von Landolts Geiste, durch den er seine Erfolge in den holländischen Militärpressen erzielt hatte.

Ehe Hitzig nach Bern ging, hatte ihm dieser Landolt auch den bekannten J. V. Widmann, damals Rektor des Töchterseminars, zu sprengen. Vermutlich wollte Hitzig diesen feinen Kopf mit der scharfen Feder dort nicht unter der Lehrerschaft haben. Man warf Widmann – gewiß nicht ohne Grund – längst vor, er erziehe die höheren Töchter zum Atheismus. Das mußte jetzt den Vorwand zu einer von Landolt inszenierten Hetze gegen Widmann liefern, auf Grund welcher Widmann seine Stelle verlor und dann als Feuilletonredaktor zum «Bund» überging...

Eines schönen Morgens kurz nach der Inspektionsprüfung lag in unserem Konferenzzimmer auf dem Tische eine Nummer des Berner Schulblattes mit der Inseratenseite obenauf, und darauf stand die Ausschreibung der Schuldirektorstelle von Murten, gerade wie wenn das für mich hingelegt worden wäre. In

Murten war damals, wie ich irgendwoher wußte, ein alter Klassengenosse von Frauenfeld, Konrad Ziegler, Stadtpfarrer. Wir hatten uns, als ich in Romanshorn war, ein paarmal gesehen, seither nicht wieder. Ich ersuchte ihn sofort um Auskunft. Ziegler ließ mich nicht wieder los. Er war Freimaurer, Hitzig auch. Ob das zusammenhing? Die Sache war bald im reinen. Es war Frühjahr 1880. Aber ehe ich nach Murten zog – das geschah erst zu Ende des ersten Schulquartals 1880/81 –, begab sich noch mancherlei.

Es gab in Nidau einen Lehrer – seinen Namen weiß ich nicht mehr –, der es endlich wagte, in der Presse gegen den pädagogischen Unfug Landolts loszulegen. Das war allerdings auch schon von andern geschehen, als Landolt einmal Prüfungsexperte bei den eidgenössischen Rekrutenprüfungen war, aber die Sache war wieder vertuscht worden. In Bern besorgte solche Geschäfte der damalige Redaktor des Berner Schulblattes, Scheurer. Der sollte nun auch jenen Nidauer totschiessen. Das sei nur das Gekläffe eines schlechten Lehrers, der von Landolt die verdiente Züchtigung erfahren habe, so ungefähr hieß es da.

Dagegen erhob sich nun die allgemein über Landolts Gebaren empörte Lehrerschaft, so auch die des Gymnasiums von Burgdorf. Es wäre eine Feigheit, den Mann im Stich zu lassen, hieß es. Ich selbst hatte zu der Zeit schon die Direktorstelle in Murten angenommen, und weil ich die Gefährlichkeit Hitzigs kannte, dessen rechte Hand Landolt war, gelüstete es mich keineswegs, meine neue Stellung mit einer solchen Fehde auf dem Rücken anzutreten. Ich war froh, aus der vergifteten Atmosphäre herauszukommen. Aber meine Burgdorfer Kollegen, die – bis auf Pfarrer Heuer und jene zwei Agenten samt Hitzig – alle auf seiten des Nidauers standen, drangen nach wiederholter Ablehnung meinerseits so in mich, ihnen mit meiner geschätzten Feder nun auch noch beizustehen, daß ich ihnen schließlich den Gefallen tat, der übrigens aber nur in der Abfassung einiger Aufrufe bestand. Das Weitere besorgten andere. Die Wiederwahl Landolts zu seinem Amte stand bevor; eine solche zu verunmögli-

chen, hatte wohl der Nidauer Alarm geschlagen, aber die Bestätigungswahl durch die Regierung stand vor der Tür, wir konnten nur noch drei Ämter aufbieten (Emmental, Ob- und Nid- u. Berner Mittelland). Aus diesen fanden sich innerhalb ganz kurzer Frist 140 Unterschriften von Lehrkräften an Sekundar- und sonstigen Mittelschulen zusammen, es war fast ausnahmslos das ganze bezügliche Lehrpersonal.

Vor der Wiederwahl Landolts mußte nun doch Hitzig das Mögliche tun, um seinen «Hammer des Thor» durchzubringen. So wurde nun gegenüber unsern Unterschriften als Gegen-demonstration eine Versammlung, ich glaube nach Herzogenbuchsee, einberufen. Den Zuzug Hitzigs eingerechnet, seien etwa 20 Leute anwesend gewesen, darunter auch solche, die in unserm Sinn unterschrieben hatten und bloß hören wollten, was ginge. Einer von diesen erzählte, Hitzig habe nach der Unterstreichung der Verdienste Landolts mich als Urheber der Kampagne hingestellt. Ich sei ja, wie man wisse, ein tüchtiger Gelehrter, aber ein schlechter Lehrer usw. ganz wie das Lied gegen den Nidauer angestimmt worden war, den ich übrigens niemals gesehen habe und mit dem ich keinen Verkehr hatte. Auch von der protestierenden Lehrerschaft außer ihm kannte ich nur einen sehr kleinen Teil.

Die Regierung wählte nun zwar mit bloß einer Stimme Mehrheit den Landolt doch wieder, denn eine Berner Behörde läßt sich kaum herbei, sich selbst zu dementieren; es spielt nicht umsonst im Munde der Berner der «Gring» eine so große Rolle. Jedoch Landolts Allmacht war gebrochen, er mußte fortan gelindere Saiten aufziehen. . .

Hitzigs Nachfolger in Burgdorf wurde der als Historiker mit Achtung genannte liberale luzernische Regierungsrat Dr. Gehrig, der im Frühjahr 1880 sein Amt antrat, während ich erst im Sommer nach Murten übersiedelte. In Luzern war der Mann damals von den Ultramontanen gesprengt worden, die in der Schweiz herum zu dieser Zeit, wo sie nur konnten, ihre Hörner spitzten, denn Bismarcks «Gang nach Canossa» (teilweiser

Widerruf der Maigesetze) war in Sicht. Im Tessin übte damals Respini seine Gewaltherrschaft mit ihrer Hilfe oder in ihrem Dienste, und in Freiburg bereitete sich eben jetzt im stillen, für mich und meine Murtner noch unerkennbar, das Gewitter vor, in das ich also im Begriffe war, ahnungslos hineinzulaufen.

Vor Schluß des Schuljahres 1879/80 machte nun Hitzig den Gehrig, der jetzt einrückte, mit seinen Burgdorfer Lehrern bekannt, d. h. er besuchte mit ihm deren Stunden, nachdem er ihm jeweilen vorher eingeprägt hatte, was er bei dem jeweils Heimgesuchten zu erwarten habe. So kamen die beiden auch zu mir in die obligatorische Lateinstunde.

Ein Vierteljahr später, ehe ich Burgdorf verließ, machte ich bei Gehrig, der mir sehr gefiel – er war durch und durch ein Ehrenmann –, einen Abschiedsbesuch. Es sei mir Bedürfnis, ihm vor meinem Weggang den Grund meines Wegganges klarzulegen, sagte ich ihm. Es sehe nun gerade so aus, als ob ich seinetwegen fortginge, aber unter ihm wäre ich im Gegenteil gerne länger in Burgdorf geblieben; ich ginge vielmehr Hitzigs wegen fort nach den und den Erfahrungen. «Ich verstehe Sie vollkommen», antwortete mir Gehrig. «Ich will Ihnen etwas erzählen, damit Sie begreifen, daß ich Sie verstehe und Ihren Weggang nicht auf mich beziehe.» Und er erzählte mir nun den Verlauf jenes Stundenbesuches bei mir.

Auf dem Gange zu mir hätte ihm Hitzig gesagt: «Sie werden da nun einen Lehrer vorfinden, der eben seine Sache nicht versteht.» Aber nach der Stunde, gleich vor der Türe meines Lehrzimmers, hätte er, Gehrig, den Hitzig gestellt und ihm gesagt: «Ich bin sehr verwundert über das, was Sie mir über diesen Lehrer gesagt haben. Ich kann Ihnen hier, nach dem, was ich jetzt gesehen und gehört habe, nicht beistimmen. Das war ja ein ganz vorzüglicher Unterricht.» Hitzig sei nun verlegen gewesen und hätte sich dahin geäußert: Ja, diesmal sei es ja nun so gewesen, er begreife selbst nicht, sonst sei es eben, wie er gesagt habe. . .

Gehrig erkrankte ziemlich bald darnach und starb. Auch er scheint, wie ich, indem ich nach Murten ging, vom Regen in die

Traufe gekommen zu sein. In Murten war ich nämlich auch noch nicht lange, so sagte mir ein dortiges Schulkommissionsmitglied, Dr. Beck, ein schon älterer, etwas eigenartiger, aber intelligenter und wohlmeinender Mann: «Der Pfarrer (Ziegler) hat Ihnen einen verfluchten Streich gespielt, daß er Sie hieher gebracht hat.» Ich nahm davon vorläufig Vermerk, er meinte damals wohl noch gar nicht die Gefahr von den Ultramontanen, sondern andere örtliche Schwierigkeiten. Diese habe ich aber mit meinem schlichten, geraden Sinn ohne besondere Mühe überwunden. . .

Hitzig gegenüber habe ich mich so in acht genommen, daß auch er bei dem Abschiedsbankett, das mir bei meinem Weggang nach Murten die Kollegen gaben, zugegen war und, wenn ich mich recht erinnere, sogar eine Rede geschwungen hat. Am letzten Kegelabend unseres Kollegiums aber (Hitzig hielt sehr darauf, daß ein solcher bestand, und dies mit Recht; ich habe ihn in Murten und in Aarau diesfalls nachgeahmt), nahm er mich auf die Seite und sagte zu mir: «Ich kann Burgdorf nicht verlassen, ohne Ihnen noch herzlich zu danken für das, was mein Sohn Hermann (der spätere, früh verstorbene juristische Professor in Zürich, er war drei Jahre im obligatorischen Latein mein Schüler gewesen) in Latein bei Ihnen gelernt hat. Angesichts einer Aufnahmeprüfung in Bern habe ich ihn vorgenommen, um im Voraus zu wissen, was ich in den verschiedenen Fächern für ihn zu erwarten hätte, und war nun ganz erstaunt, wie viel er im Latein wußte.» Ich antwortete, mit solchen Schülern wäre es ein leichtes gewesen, dies und noch mehr zu leisten. . .

Während der ersten Zeit meiner Tätigkeit in Murten brauchten wir einen Französischlehrer und bekamen einen gewissen Rauch aus dem Thurgau. Der Mann war tüchtig, aber unverträglich. Ich hatte keine Anstände mit ihm, aber ich glaube Kollegen. Er meldete sich dann nach Biel, wo man ihn erst wählte, dann aber abschütteln wollte. Damals ging ich für ihn zum damaligen bernischen Erziehungsdirektor Bitzium, dem Sohne Gotthelfs, um mich für Rauch zu verwenden, womit ich auch Erfolg hatte. Bei diesem Anlasse kam Bitzium auf Hitzig,

Landolt und das obligatorische Latein zu sprechen, er hatte natürlich von der Sache vernommen und wollte auch mich hören. Aber ich erwiderte, die Angelegenheit sei nun vorüber, ich möchte nicht mehr darauf zurückkommen.

Nach einigen Jahren schmuggelte mir Pfarrer Ziegler einen gemeinsamen Schulkameraden von Frauenfeld (den ich aber nur dem Namen nach gekannt hatte, da er an der gewerblichen Abteilung der Schule war) auf unschöne Weise in Murten ein. Der hatte sich als Bezirkslehrer in Zofingen unmöglich gemacht, man suchte ihn dort loszuwerden. Ziegler, der sich gerne um solche Verunglückte bemühte – er meinte es dabei gut, aber in der Wahl der Mittel war er ein Thurgauer –, bot sich mit einem zweiten Schulkommissionsmitglied an, über ihn Erkundigungen einzuziehen. Diese lauteten für Bissegger (so hieß der Mann) brillant, und er wurde gewählt. Nun erst nahm mich der Pfarrer beiseite und sagte mir, wie es wirklich mit dem Burschen stand, und ich sollte mich als alter Schulkamerad seiner annehmen. Dieser spielte sich auch als guter Freund von mir auf, intriguierte aber unter den Kollegen im stillen gegen mich, denn er hätte selber gerne Schuldirektor werden mögen. Ich hatte (zehn Jahre früher als Aarau) für Murten von mir aus ganz genau das Schulreisewesen so organisiert, wie es nachher in Aarau und anderswo organisiert worden ist, nur war ich noch viel peinlicher in der Prüfung der Reisepläne durch die Gesamtkonferenz. Trotzdem wußte jener Bissegger mittels allerlei Umtrieben Lehrerinnen-Beteiligung ins Werk zu leiten, bei der dann Galanterie und Eifersucht ins Spiel kamen, so daß ein schweres Unglück an der Dent du Jaman passierte. Ich war so unschuldig in der Sache, daß nicht einmal die mir damals schon aufsässige Pythonregierung mir irgend etwas anhaben konnte; Bissegger aber wurde von ihr abgesetzt, obwohl er zur Erziehungsdirektion gegangen war, um mir zu seiner Rechtfertigung Mitschuld anzulügen. Wie gern aber die Pythonregierung mir etwas angehängt hätte, wenn es möglich gewesen wäre, erhellt daraus, daß ihre ergebene Presse in verlogenster Weise die ganze Geschichte gegen die Murtener

Schule auszuschlachten suchte und jeder Richtigstellung die Aufnahme verweigerte. Ja die Pythonsche Regierung verbot sogar der Murtener Schulkommission, eine solche Richtigstellung zu veröffentlichen, bis ich lange hinterher eine solche per Inserat im «Bund» durchsetzte, worauf alles Gerede verstummte.

Mit Landolt hat es, wie mir der nun auch verstorbene Professor Haag erzählt hat, ein böses Ende genommen. Zu dem in Holland erworbenen Gelde verdiente er sich ein Vermögen durch Weinhandel von Neuenstadt am Bielersee aus. Aber seine Söhne brachten ihm schließlich dieses Vermögen durch, er sei als armer Mann siech und elend aus der Welt gegangen...

[Aus der Zeit, da Professor Winteler an der Kantonsschule Aarau unterrichtete (1884–1914)]:...

Menschen und Zirkel haben sich gegen mich feindselig verhalten, die ich gar nicht kannte, mit denen ich nie verkehrt hatte. Als Frau Dr. Sophie Haemmerli ihr «Chindli» hatte erscheinen lassen, wurde sie sehr umworben, u. a. auch von der «Schweiz»; deren damaliger Redaktor, Bühner – ein gescheiter, aber uferloser Kopf –, kam auch zu ihr und erbat sich Beiträge, legte ihr aber in einer Unterhandlung, die einen Nachmittag dauerte, nahe, sie müßte sich von mir trennen, «ich sei ein gefährlicher Mensch». Nachdem sie das lachend von sich gewiesen, wurde sie von demselben Manne und derselben «Schweiz» samt deren ganzem Anhang völlig ignoriert. Ihr «Chindli» wurde auch von Ricarda Huch belobt, die aber gleichzeitig die giftige Bemerkung zufügte, was hingegen die Vorrede des Professors Winteler diesem Büchlein nützen soll, sei ihr unverständlich. Gleichzeitig ließ sie eine ebenso giftige Bemerkung für meinen Pantander einfließen. Ich hörte damals ihren Namen zum erstenmal. Kürzlich erschien von ihr ein Buch über Luther, worin die Bemerkung steht: «Die Schweiz, das Land, das durch Sünde, nämlich durch Absonderung von Deutschland, entstanden ist...!»

[Als Ergänzung zu dem, was Prof. Winteler über sein Verhältnis zu Prof. Kluge bereits publiziert hat («Wissen und Leben», Jahrg. X, S. 515 ff. und 617 ff.) fügt das Manuskript folgendes hinzu:]

Professor Arnold Lang war damals in Jena und traf mit Kluge, dem Verfasser des bekannten etymologischen deutschen Wörterbuches, in Jena öfters zusammen in einem professoralen Kegelkränzchen. Als Kluge Langs Befreundung mit mir vernahm, trug er ihm auf, mich zu bitten, ihm für sein Wörterbuch, für das eine neue Auflage bevorstand, allerhand Aufschlüsse zu geben über Wörter im Schweizerdeutschen. Ich entsprach ihm, wobei ich ein wichtiges Lautgesetz zu entwickeln genötigt war, das ich noch nicht veröffentlicht hatte. Ich ersuchte ihn also, mir das Manuskript nach Gebrauch zurückzusenden, da ich das Gesetz in den «Beiträgen» von Paul und Braune veröffentlichen wolle. Bei diesem Verkehr machte mir Kluge die prächtigsten Elogen und kam dann anlässlich der Philologen-Versammlung in Zürich (glaube 1885) zu mir nach Aarau. Mein Manuskript aber bekam ich lange Zeit nicht wieder; schließlich erschien jene neue Auflage in einem ersten Heft, das bereits Belege zu meinem Gesetz benützt hatte, er gibt aber keine Quellen an, nannte also auch mich nicht. Es sah gerade so aus, als wollte Kluge mich auch ausschlichten, wie Sievers getan. Nach Jahr und Tag, als ich auf Reklamation nicht einmal eine Antwort erhielt, wandte ich mich, unter Darlegung des Sachverhalts, an Freund Lang mit der Bitte, Kluge daran zu erinnern, daß ich mein Manuskript wieder haben müsse. Unwirsch schrieb mir dieser nun eine Korrespondenzkarte ohne Entschuldigung; er habe ja Gelegenheit, mir in seiner Vorrede gerecht zu werden (die bekanntlich zuletzt gedruckt wird). Mein Manuskript habe er an Paul und Braune geschickt – dies, während ich ihm bei dessen Übersendung ausdrücklich geschrieben hatte, ehe das Manuskript an die «Beiträge» abgehen könne, müsse ich es nochmals haben, weil ich es nochmals durchsehen wolle. Von da an hat Kluge mein Lautgesetz in den folgenden Heften der Neuauflage seines Wörterbuchs ignoriert und ebenso in allen folgenden Auflagen seines Wörterbuches, obwohl ich das Gesetz «Über inlautende tsch» dann wirklich (1888) in den «Beiträgen» veröffentlicht hatte und sogar ein mir unbekannter deutscher Gelehrter dem Kluge dies unter die Nase ge-

riehen hatte. So erwähnte mich Kluge auch in der Vorrede nicht, wo er mir angeblich gerecht werden wollte, hingegen spendete er ebendort dem Ed. Sievers, über den er sich bei mir in Aarau so abschätzig ausgesprochen, schmeichelhaftestes Lob. Das sind deutsche Professoren!

Mein «Tycho Pantander», der 1890 erschienen ist, wurde in der Schweiz anfangs viel beachtet und besprochen, doch gänzlich ignoriert von dem, der sich damals als Haupt der schweizerdeutschen Schriftsteller aufspielte, J. V. Widmann. Er überließ das seinem Schwiegersohn F. Vetter. In Deutschland tat man immer, als wüßte man von meiner Dichtung nichts. In der Nouvelle Revue der Madame Adam erschien eine französische Kritik, die offenbar darauf berechnet war, zu verhindern, daß ich in Frankreich bekannt würde. Pantander wurde als ein unbedeutendes Knabenwerk hingestellt. Ein ehemaliger Schüler schickte mir das zu und besuchte mich später, um zu vernehmen, wie's gewirkt habe. Ich sagte ihm, das habe kein Franzose, das habe ein Deutscher geschrieben. Er entfernte sich wie ein begossener Pudel. Zur Zeit ist der Mann (Billo) meines Wissens Redaktor an den «Basler Nachrichten». Ganz kürzlich hat mir Frau Dr. Haemmerli mitgeteilt, daß es ihr in einer französischen Publikation gleich gemacht worden sei.

In Deutschland hat meines Wissens nur einer den Pantander besprochen, nämlich Otto Ernst, der Dichter von «Flachsmann als Erzieher», der den Pantander auf einer Ferienreise am Vierwaldstättersee ausliegen sah und über den See fahrend mit Entzücken las. Dem hat er dann in einer literarischen Beilage zu einer Frankfurter Zeitung, betitelt «Minerva», herzlichen Ausdruck gegeben. Dann verstummte alles, wie auf ein Mot d'ordre. Ich war wieder ein toter Mann. Hubers Verlag, Frauenfeld, behauptet noch immer, er habe nur ein paar hundert Exemplare abgesetzt. Das wird eine der bekannten Verlegerlügen sein; sie drucken trotz einer Abmachung, so viel sie wollen, und niemand ist imstande, nachzuprüfen. Als ich den Drucker (Effingerhof Brugg) darüber befragte, gab er mir zur Antwort, er dürfe mir

das nicht sagen, ohne vorher den Verleger um Erlaubnis angegangen zu haben. . .

Der alte Jacques Huber, dessen ich mich aus meiner Kantonschulzeit wohl erinnerte, hatte anfänglich große Freude an meinem Werk, das er weit über Adolf Freys und ähnlicher Autoren Dichten stellte. Als ich ihn aber später aufsuchte, schien er verstimmt zu sein. Adolf Frey sei kürzlich auch bei ihm gewesen, meinte er. In der «Neuen Zürcher Zeitung» kamen dann, ohne meine Nennung, im Feuilleton einige heruntermachende Bemerkungen, die auf Adolf Frey zurückzuführen sein werden. . . In der neuen Kantonsschule hatten wir unsere Lehrzimmer nebeneinander. Da soll er denn, wenn er bei der Erklärung von Schillers Tell gesagt hatte, die Rütliväter seien verschmitzte, kniffige Bauern gewesen – also à la Ricarda Huch –, mit dem Daumen über die Schulter gezeigt und hinzugefügt haben: «Da drüben wird's euch freilich anders gesagt. . .» Von den Dialektstücken unter dem Titel «Duß und underm Rafe» ist eines – wie Frau Dr. Haemmerli entdeckt hat – wortwörtlich der Volkstradition entnommen, während Adolf Frey es als eigenes Produkt ausgibt (Iez wei mer de Chäfer flüge la, es Jöhrli nümme huse). Frau Dr. Haemmerli fand es zufällig im Munde einer alten Frau im Toggenburg, wo es mir eine durch Heirat meiner jüngeren Schwester verwandte jüngere Frau kürzlich genau so aus ihrem Liederschatz mitgeteilt hat. . .

Es gab Kreise, die gerne ausstreuten, ich sei eigentlich nicht rechtmäßiger Inhaber des Dokortitels! Die Wahrheit ist, daß ich ihn auf Einreichung dreier Exemplare meiner Kerenzer Mundart bei der damals ersten Universität Deutschlands, Leipzig, auf des bekannten Jarnike Gutachten hin, erhielt mit der schmeichelhaften Notiz des Dekans der Fakultät, daß in dieser Form die Ehrung, zu der er mich beglückwünsche, nur ganz selten erteilt werde. Die nämlichen Kreise waren es offenbar, die unter meinen Schülern die Ansicht zu verbreiten suchten, ich sei eigentlich kein Historiker. Ich hätte die dafür nötigen Studien nicht gemacht. So kam mir Kaeslin nun, ohne sein Vorwissen, sehr er-

wünscht, daß er mir Anlaß gab, in den «Erinnerungen» diesen Punkt gehörig zu beleuchten.

Es wurde damals der Aarauer Leseverein gegründet. Ich wurde bei der Gründung nicht begrüßt, trat dem Verein dann natürlich auch nicht bei. . .

Ich hätte 1895 der Aargauischen Kantonalkonferenz einen Vortrag über Volkslied und Mundart halten sollen, da starb meine liebe Mutter. Sie hat in meinen Armen ihr Leben ausgehaucht, nach furchtbaren Leiden mit 83 Jahren. Nun vereinbarte ich mit der Erziehungsdirektion, der Vortrag solle gedruckt werden, hälftig auf ihre und meine Kosten, und solle allen aargauischen Lehrern gratis zugeschickt werden. Ich behielt das Verkaufsrecht im Selbstverlag. Keiner der edlen Lehrer hat darauf geantwortet. Kollege J. Hunziker brachte eine abfällige Kritik im «Aargauer Tagblatt», weil ich auch die Berücksichtigung unserer welschen Lieder empfahl, mich also auf den Boden stellte, wie jetzt der Bundesrat oder Carl Spitteler und andere unserer besten Kräfte. Die Buchhandlung Sauerländer setzte für mich – ich hatte ihr den Verkauf übergeben – ganze drei Exemplare ab! Gerade diese Broschüre aber war es, durch die Frau Dr. Haemmerli auf mich aufmerksam wurde; sie ersuchte mich um Unterweisung und dichtete dann nach den Grundsätzen, die in jener Broschüre angedeutet sind.

In diesen Jahren hatte ich der Bezirkskonferenz in Muri einen ornithologischen Vortrag zu halten, der sich dann zu dem großen Artikel (in der «Tierwelt» 1909): «Zur Einführung in die Singvögelkunde» auswuchs. Ich schickte dann dem Leiter der Konferenz einen ganzen Ballen Abzüge zur Gratisverteilung an die Lehrerschaft. Der Leiter hat mir den Empfang erst lange nachher bescheinigt, als ich endlich bei ihm darum anfragte, und keiner dieser edlen Volksbildner hat mir dafür gedankt. . .

1892 erschien meine Programmarbeit «Nатурlaute und Sprache» (S. meine Erinnerungen). Der Mensch, von dem ich dort (d. h. in den Erinnerungen) sage, daß er, ohne mich zu nennen, seine Kenntnis dieser Arbeit durch Polemik verrate,

heißt Hugo Suolachti; sein Buch ist viel später bei Trübner (damals noch in Straßburg) erschienen.

Am niederträchtigsten aber haben sich die Zürcher Historiker und Alldeutschen benommen anlässlich meiner Programmarbeit: «Über einen römischen Landweg am Walensee» (1894, Fortsetzung 1900). Wie ich es in dem Vorwort dazu sage, wollte ich einfach die Arbeit eines Kerenzer Pfarrers Girard über die Vorgeschichte meiner Stammesheimat ergänzen und brachte dazu willig ein Opfer nicht bloß an Zeit und Arbeit, sondern zum Zweck vielfacher Reisen und Studien über römische Mörtel usw. auch an Geld. Statt nun eine so wohl gemeinte Arbeit freundlich aufzunehmen, fühlte sich der Zürcher Archäologe Heierli in seiner Eitelkeit verletzt, und es wurde ein unreifer Mensch, ein gewisser Dr. Eugen Hafer, inspiriert, meine Arbeit herunterzumachen durch freche Bestreitung meiner Orts- und anderer Angaben, während alle richtig und die Behauptungen meines Gegners falsch waren, was ich in der Fortsetzung von 1900 bewiesen habe. Diese bündige Widerlegung ist nun aber totgeschwiegen worden³. Hafer war ein Schüler von Oechsli u. a., und so rührten sich diese Herren nicht. Es sind dieselben, die es offenbar verschuldet haben, daß ein so tüchtiger Arbeiter wie Dr. Dierauer in St. Gallen seinen Doktorhut in Lausanne bekommen mußte, und zwar erst kürzlich (anfangs 1917⁴)...

1901 kam dann der interkonfessionelle Religionsunterricht, und damit hatte für mich die Möglichkeit, wissenschaftlichen oder literarischen Arbeiten obzuliegen, ein Ende. Auch eine neue Pantanderdichtung ist so unfertig steckengeblieben. Hoffentlich wird sie nun noch durch *Dich*. Hat mir doch jener Religionsunterricht, wie wenn er es sühnen wollte, daß er mich in meinen Arbeiten kaltgestellt, schließlich und zum Abschied *Dich* gebracht! – Also Gott befohlen!

³ 1959 wurde bei Filzbach am Kerenzer Berg ein römisches Bauwerk ausgegraben, eine wertvolle Bestätigung für die Ansicht Professor Wintlers.

⁴ Dierauer erhielt den Ehrendoktor von den Universitäten Jena, Lausanne, Genf und Zürich.